

Nr. 9. Posen, den 26. Februar. 1893.

Um ein Weib.

Novelle von Nora Perry, deutsch von Hans Werner. (Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Warum in aller Welt ist Rushton so plötzlich auf und davon gegangen?“ fragte Mark seine Frau, die er bei der trostreichen Arbeit fand, einen Hut neu zu garniren.

„Wie kann ich das wissen? Siehst Du, da habe ich mich in den Finger gestochen, bloß wegen Deines Ungestüms. Wenn Du doch mit Deinen Fragen nicht so plötzlich herausfahren wolltest, Mark; und da habe ich noch die Spitze verkehrt angeheftet.“ Und Frau Wainright schleuderte den Hut weit fort und brach in Thränen aus, während sie die Blutstropfen von ihrem Finger wischte.

Frau Wainright hatte sich noch nicht darauf vorbereitet, ihrem Gatten die Geschichte der letzten wenigen Stunden zu erzählen.

Harry jammerte und klagte laut; er wurde indes einigermaßen beruhigt, als er das Päckchen untersuchte, das Rushton für ihn in Jeremiahs Obhut zurückgelassen hatte. Es enthielt alle die hübschen Sachen, die Harry so gern gehabt hatte.

„Aber er hätte doch noch so lange warten können, um mir Adieu zu sagen“, murmelte der Knabe vorwurfsvoll.

Noch etwas hatte Rushton Jeremiah übergeben. Es war ein Brief für „Fräulein Jessie Harrison.“ Mit feinem Instinkt schwieg der Hinterwäldler gegen alle andern von der Gesellschaft, und das Mädchen war ganz allein, als er ihr denselben übergab. Sie öffnete ihn nicht gleich; mit dem Brief in der Hand ging sie eine Strecke in den Wald hinein und las:

„Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich auf dem Wege nach Newyork. Um Ihretwillen muß ich fort und darf Sie nicht mehr sehen. Durch Ihren Edelmuth bewogen, sind Sie augenblicklich geneigt, sich selbst zu opfern, daraus aber Vortheil zu ziehen, wäre unmännlich. Die Umstände, welche unsere Bekanntschaft herbeiführten, sind ungewöhnliche gewesen. Wenn Sie von neuem in die Welt treten, wird das Leben wieder sein gewöhnliches Aussehen gewinnen und Sie werden das Außerordentliche, Sie werden auch sich selbst verstehen lernen. Ich will Ihnen nicht von Neuem meine Gefühle ausdrücken, weil das unnöthig wäre; aber des einen seien Sie versichert — zu wissen, daß ich nicht auf immer Ihnen das Leben verdüstert habe und daß auf dem für Ihre Jugend natürlichen Wege Ihnen in der Zukunft das Glück gelächelt hat, wird mir eine Quelle des Trostes und der Befriedigung sein. Lassen Sie sich durch Mitleid und Sympathie für mein Loos das Herz nicht schwer machen. Das Leben wird mir nicht härter erscheinen, da ich Ihnen begegnet bin. Ein süßes, edles Wesen wie Sie gekannt zu haben, läßt uns die Welt fortan herrlicher erscheinen, selbst wenn wir nicht im Stande, mit ihm den gleichen Pfad zu wandeln.

Leben Sie wohl, meine kleine Freundin, meine süße Liebe — leben Sie wohl und Gott segne Sie. J. R.“

In der Nacht darauf umwölkte sich der Himmel und ein scharfer Wind erhob sich.

„Es kommt ein Nordost“, bemerkte Jeremiah kurz und bestimmt.

Frau Wainright schauerte zusammen. „Wenn dem so ist, gehe ich nach dem Hotel zurück. Ihr Andern könnt thun, was Ihr wollt“, erklärte sie.

Als der Morgen anbrach, war der Wind noch schneidender und ein feiner kalter Nebel stieg auf. Wainright schlug vor, daß alle nach dem Hotel zurückkehren — daß sie das Lager abbrechen sollten. Niemand widersprach dem Vorschlage, selbst Harry nicht; und am Abend desselben Tages packte Frau Wainright ihre Koffer im Kineohause aus.

Anfangs war es ihr ein nicht ganz willkommener aber doch großer Trost, daß Jessie in Bezug auf Rushton tiefes Schweigen beobachtete ebenso wie über alles, das in jener stürmischen, von ihr unterbrochenen Unterredung berührt worden war. Nicht ein Wort der Erklärung oder des Vorwurfs kam von den Lippen des Mädchens. Aber nie, Anfangs und auch später nicht, vermochte Frau Mark zu ergründen, was dem Antlitz ihrer Schwester und ihrem ganzen Wesen ein Gepräge verlieh, welches fast einen Anstrich von Glück besaß.

Was war es? Welche Hoffnung, welche Erwartung pflegte sie?

Aber Frau Mark durfte das Schweigen nicht brechen, um danach zu fragen. Und wenn sie fragte, würde Jessie ihr antworten? Hätte sie in Worte fassen können — in Worte zum mindesten, die für Frau Wainright verständlich waren — was das Geheimniß ihres Seelenfriedens war?

James Rushton hatte mit jenem Abschiedsbrief die Absicht verfolgt, diesem jungen Leben, in das er absichtslos getreten, wieder ganz fremd zu werden. Statt dessen aber hatte er sich ihm mit feurigen Lettern eingeprägt. Er liebte sie und er war in der Welt — nicht todt, sondern lebend, wie sie in der Freude ihres Herzens vor wenigen Tagen ausgerufen hatte. Das war vor der Hand genug für sie. Hoffnungen und Erwartungen beunruhigten sie nicht. Für nichts anderes hatte ihr Herz Raum als für das große, wunderbare Bewußtsein von Liebe und Leben.

VIII.

In der zweiten Septemberwoche des Jahres 1884, als die Cholera in Neapel wüthete, tönte ganz Italien wieder von dem Lobe König Humberts, der in eigener Person die Hospitäler besucht und Kranken und Sterbenden Trost gespendet hatte. Für einige Zeit war die Panik im Volke durch dieses heroische Beispiel verscheucht worden und viele aus den besseren Klassen, die aus der Stadt geflohen waren, kehrten zurück, um das Loos der Bedrängten um sie herum zu theilen und sich ihrer anzunehmen. Das große reisende Publikum indeß mied die Stadt und ihre Umgebung, zumal so früh im Herbst die Fluth der Reisenden selten sich so weit nach Süden erstreckt und Norditalien das Mekka der Touristen ist. Doch geschieht es manchmal, daß ein Lungenkranker auf dem Wege nach den Hügeln von Sorrento genöthigt ist, einen Tag in Neapel zu rasten. So war eine kleine Gesellschaft durch den Zustand eines ihrer Angehörigen am ersten September zu einem solchen Aufenthalt genöthigt worden. Die Gesellschaft bestand aus drei Personen — zwei Damen und eine kräftige Dienerin. Die ältere der Damen mochte fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt sein, ihr bleiches Aussehen und der beständige Husten kennzeichneten sie als leidend. Die jüngere Dame war nicht mehr als fünfundzwanzig. Hoch und schlank, mit selten edel geformtem Kopfe und dem Ausdruck gedankenvoller Ruhe im Gesicht, hatte sie etwas Distinguirtes in ihrem Wesen, das bei den Hotelleuten den Glauben erweckte, daß sie in der Welt eine hervorragende Stellung einnehme. Als sich am zweiten Tage nach ihrer Ankunft herausstellte, daß der Zustand der Kranken eine Fortsetzung der Reise nicht gestattete, und die junge Dame mit großer Bestimmtheit und ohne mit dem Gelde zu kargen, die nöthigen Arrangements für einen längeren Aufenthalt getroffen hatte, war der Wirth vollständig überzeugt, daß die Signorina eine Dame von Stande und Reichthum sei, und er beglückwünschte sich zu solchen Gästen in dieser Jahreszeit.

„Und sieh zu, Antonio, daß Du und Lavinia den Mund haltet über diese dumme Cholera. Die Signorina hat mit der armen Dame, die oben ihr Leben aushustet, genug zu thun," ermahnte der Wirth die beiden Bediensteten, welche mit den Neuangekommenen am meisten in Berührung kamen.

Antonio versprach's mit eiliger Bereitwilligkeit. Er würde das Wort Cholera gar nicht in den Mund nehmen. Und was galt die Cholera auch ihnen hier oben im Hotel — „sie war nur für die Kinder des Schmutzes unten in den Fondaci."

Am Nachmittag des nämlichen Tages aber unterhielt sich Antonio in eingehendster Weise über den Gegenstand mit dem hübschen Zimmermädchen Lavinia gerade unter dem Balkon der Signorina.

Eine Andeutung von der Anwesenheit der furchtbaren Krankheit hatte sie bereits auf der Reise erhalten; sie war indeß so in Anspruch genommen von dem Zustande der Kranken, daß sie alles Andre wenig beachtete. Einige Bestürzung zeigte sich daher auf ihrem Gesicht, als Antonio von der Vermehrung der Fälle auf dem Mercato und Fondaci erzählte. Sie war lange genug in Italien gewesen, um mit den bei der Rede üblichen Uebertreibungen bekannt zu sein; aber wenn sie alles das abrechnete, blieb Thatsächliches genug übrig, um die ernste Lage der Dinge erkennen zu lassen. Für sich selbst fürchtete sie nichts, aber wie sollte es mit ihrer Kranken werden?

Antonio war außer sich vor Schreck, als wenige Minuten später die Signorina ihm befahl, den besten Arzt in Neapel holen zu lassen.

„O, das ist der große Doktor bei Maruccia," erklärte er zuversichtlich. „Maruccia ist hier nur um die Ecke. Ich werde gleich hinschicken."

Die Signorina würde weniger Vertrauen gehabt haben, hätte sie geahnt, daß Antonio nichts mehr von diesem großen Doktor wußte, als was er gelegentlich von einem Bekannten gehört hatte — einem Bedienten in dem kleinen Hotel, das er Maruccia nannte. Bei dem gegenseitigen Austausch großsprecherischer Redensarten hatte sein Bekannter ihm erzählt, daß in ihrem Hause der große Dr. Benoni wohne, der von Rom hergekommen sei, die Cholerakranken zu heilen. Thatsache war, daß Dr. Benoni einer jener strebsamen jungen Aerzte war, die aus Menschenfreundlichkeit und Wissensdrang nach Neapel gekommen waren, um in dieser Noth ihre Dienste anzubieten. Die Signorina hätte indeß keinen besseren Rathgeber finden können. Dr. Benoni versuchte nicht, sie zu täuschen. Er berichtete ihr die einfachen Thatsachen — daß die Krankheit im Wachsen sei und jeden Augenblick in den bevorzugteren Theilen der Stadt ausbrechen könne; und wenn die kranke Dame zu reisen im Stande, thäten sie besser, sofort nach Sorrento aufzubrechen. Ein Besuch aber bei der Kranken zeigte ihm, daß daran nicht zu denken sei — sie war zu erschöpft, um für den Augenblick fortgeschafft werden zu können. Es war also nichts zu machen, als die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu treffen, worauf sich der Arzt verabschiedete. Das distinguirte Wesen der Signorina hatte auf ihn einen ähnlichen Eindruck gemacht wie auf die Hotelleute.

„Heute Nachmittag", so erzählte er einige Stunden später einem Freunde, der ihn von Rom nach Neapel begleitet hatte, „habe ich eine Landsmännin von Ihnen gesprochen, deren Muth und deren Ruhe diesen armen Geschöpfen zum Beispiel dienen könnten."

„Eine Landsmännin von mir?"

„Ja, ein Mädchen in den Zwanzigern." Und er erzählte seine Unterredung mit der jungen Signorina in dem Hotel.

Sein Gefährte hörte höflich, doch ohne besonderes Interesse zu und rauchte ruhig seine Zigarre. Als die Beiden nun um die Ecke der Straße bogen, in welcher das Hotel Maruccia lag, kam ihnen ein Bote entgegengeeilt, welcher dem Arzt einen Brief übergab.

„Nun, das ist ein seltsames Zusammentreffen", rief der Doktor. „Da ruft mich die Signorina, von der ich Ihnen eben erzählte — nein, kein Cholerafall — die ältere Dame hat einen heftigen Blutsturz." Und er hielt ihm den Brief hin, während er sprach.

Ein plötzlicher und wundersamer Wechsel ging in dem Gesicht des Anderen vor, als er den Brief und die Unterschrift sah. „Sie haben recht gerathen, daß die Signorina eine Landsmännin von mir ist", rief er.

„Wie, ist sie vielleicht auch eine Bekannte?" fragte der Arzt.

„Sie ist eine — liebe Freundin. Ich will mit Ihnen gehen, vielleicht kann ich von Nutzen sein."

Dem Doktor brachte der Tag eine ganze Reihe von Ueberraschungen. Nachdem er seiner Berufspflicht bei der Kranken nachgekommen war und die erforderlichen Maßnahmen angeordnet hatte, überreichte er mit einigen Worten der Erklärung der Signorina die Karte seines Freundes und bemerkte in ihren Mienen dieselbe Veränderung, welche ihm vor wenigen Augenblicken bei Jenem aufgefallen war.

„Was! ist er unten — dieser Herr?" fragt sie schnell und erregt.

„Er ist unten, Signorina, und wünscht Sie zu sehen. Wie ich Ihnen bereits sagte, war er mit mir zusammen, als Ihr Bote eintraf, und als er den Namen sah, kam er mit, da er meinte, er würde sich nützlich machen können."

„Ja, o, ja, ich will ihn sehen — gleich."

„Ich werde ihn sofort hersenden, Signorina; was mich betrifft, so kann ich für den Augenblick nichts weiter thun." Und mit einem kurzen „Addio" verließ der Doktor eilig den kleinen Salon und die Signorina, welche sich bemühte, den verlorenen Gleichmuth wiederzugewinnen.

Einige Minuten verstrichen so, dann ertönte ein leises Klopfen an der Thür, auf welches sie bereits mit einiger Ruhe zu antworten vermochte. Im nächsten Moment flog die Thür auf, und Auge in Auge standen sich die Beiden gegenüber, die fünf Jahr vorher in einem Zelt in den Wäldern von Maine in Amerika von einander geschieden waren.

(Schluß folgt.)

Der Stolz der Familie.

Erzählung von Hans Hartmann. (Schluß).

„Wenn ein Tag dem andern gleicht und angefüllt ist mit steter Arbeit, dann fliehen die Jahre pfeilgeschwind dahin. Die Schwestern sahen in maßlosem Erstaunen auf ihren Jungen, als dieser an einem Weihnachtsabend erklärte:

„Mamachen, im nächsten Jahre sollst Du auch eine Schwiegertochter bekommen!“

Er war so hübsch wie immer, aber um seinen Mund lag ein müder Zug, und in den Augen flackerte ein unruhiges Licht. Auch machte er diese Eröffnung in seltsam gedrückter, scheuer Weise.

Der Mutter traten Freudenthränen in die alten Augen.

„O, mein Sohn,“ rief sie, „wie glücklich machst Du mich! Wenn ich noch Enkelchen auf meinen Knieen wiegen dürfte, wenn ich noch Dein Familienglück erleben sollte, dann wollte ich froh und zufrieden sterben. — Doch, mein Herzensjunge, sprich jetzt von dem Mädchen, das Du lieb hast! Erzähle uns recht viel von ihr!“

Botho wurde dunkelroth und sah verlegen zu Boden.

„Was ist da viel zu erzählen!“ sagte er rauh. „Schwer muß sie sein, das ist die Hauptsache!“

Die Mutter sah ihn mit großen, traurigen Augen an.

„Mein Sohn“, sagte sie betrübt, „ich hätte nie geglaubt, daß Du einmal in diesem Ton von Deiner künftigen Lebensgefährtin reden würdest. Höre auf Deine alte Mutter! Laß Dich nicht von der Macht des Geldes beeinflussen, wenn Du Dich für das ganze Leben bindest, oder Du könntest es bitter bereuen. Dein Vater und ich, wir waren beide arm. Nach jahrelangem Brautstande haben wir mit Königs Zulage geheirathet, und wie glücklich waren wir! Wir schränkten uns ein, aber wir darbten niemals, und in unserem bescheidenen Heim herrschte Liebe und Freude. Denke an Deine Eltern, Botho, wenn Du Deine Gattin wählst. Wohl mußt Du als armer Offizier bei Deiner Heirath die Geldfrage berücksichtigen, aber laß Dich nicht allein von Deinem Verstande leiten. Das Mädchen, dem Du Deinen Namen giebst, mit dem Du fortan eins sein willst in Freud und Leid, bis der Tod Euch scheidet, muß Deinem Herzen über Alles theuer sein. Nur wenn wahre Liebe den Bund schließt, kann die Ehe glücklich sein. Wenn Dein Herz noch nicht gesprochen hat, so binde Dich nicht, mein Sohn. Du bist noch so jung. Dir wird noch Liebe und Glück zu Theil werden!“

Botho wurde bei den Worten der Mutter zuerst sehr roth und dann sehr blaß. Seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Mutter“, sagte er dumpf, „ich wollte, ich wäre immer bei Euch gewesen!“

An diesem Abend legte er sich lange nicht zur Ruhe. Er zog aus seiner Brieftasche eine ausgeschnittene Zeitungs-Annonce und starrte finster darauf hin. Das Inserat lautete:

„Heirathen für die höheren Stände werden unter strengster Diskretion vermittelt. Kavaliere finden jederzeit schwerreiche Parthien. Reflektanten belieben sich zu wenden an

Bernhard Wohlauer, Berlin, Französische Straße . . .

Damen werden gebeten zu adressiren an Frau Dorothea Wohlauer.

„Mir bleibt keine Wahl!“ murmelte Botho finster. „Entweder ich raffe mich durch eine reiche Heirath auf, oder ich muß mir eine Kugel vor den Kopf schießen!“

Als er am nächsten Morgen ausging, begab er sich auf die Französische Straße und verschwand im Hause des Herrn Wohlauer.

Entweder mußte Botho in einer verzweifelten Lage sein, oder Herr Wohlauer war ein bewunderungswürdiger Geschäftsmann, denn schon am Sylvester erklärte Botho den Seinen:

„Ich habe mich verlobt. Sie heißt Camilla Kretzschmer, und ihr Vater ist Rentier. Morgen werde ich Euch meine Braut vorstellen!“

Er hatte ernst, förmlich, finster gesprochen. So sah kein glücklicher Bräutigam aus, so sprach kein Liebender, der seine Wonne kaum zu fassen vermag. Die Majorin legte ihre runzlige Hand auf Bothos blondes Haupt und sagte voll tiefer Bewegung:

„Gott segne Dich und Deine Wahl, mein Herzenssohn!“

Die Schwestern küßten ihn stumm. Keine wagte es, Botho mit den Fragen zu überschütten, die ihnen auf dem Herzen brannten. Der Bräutigam war so ernst und abweisend, und ihnen allen lag es wie eine geheime Last auf der Seele.

Am Neujahrsmorgen befanden sich die drei alten Mädchen in der heftigsten Aufregung. Sie machten alle möglichen Versuche, das einzige Wohnzimmer, das zugleich als Empfangsraum dienen mußte, zu verschönern. Milli weinte fast, daß der Teppich gar so fadenscheinig und vielfach gestopft war. Nur die Mutter saß still und ernst in ihrer gewohnten Ecke und achtete gar nicht auf die ängstlichen Bemühungen ihrer Töchter.

Als die Visitenzeit heranrückte, fieberten die jungen Mädchen förmlich vor Aufregung. Sie hatten ihren besten Staat angelegt, und alle Arbeiten waren sorgfältig bei Seite geräumt worden. Endlich hielt eine prächtige Equipage vor dem Hause, daraus stieg Botho mit seiner Braut.

Die Majorin erhob sich bebend, als ihre Schwiegertochter in das Zimmer trat. Sie küßte die Braut ihres Botho auf beide Wangen und sagte tief bewegt:

„Gott segne Dich, meine Tochter!“

Camilla Kretzschmer antwortete nicht. Sie küßte auch nicht die welke Hand, welche ihr aus der Fülle eines treuen Herzens den Segen gegeben hatte, sie berührte flüchtig die Hände, welche ihr die Schwägerinnen so herzlich und warm entgegenstreckten, dann ließ sie sich steif auf dem angebotenen Sophaplatz nieder.

Ein betäubender Duft ging von ihr aus, der das ganze Zimmer füllte. Sie war in ein Plüschkostüm mit kostbarem Pelzbesatz gekleidet. Unter dem weißen Schleier, den sie nicht gelüftet hatte, sahen ein Paar grelle, kecke, schwarze Augen hervor. Diese grellen Augen wanderten jetzt von einem Gegenstande des Zimmers und von einer anwesenden Person zur andern. Dabei zuckte es um die rothen Mundwinkel wie in schlecht verhehlter Spottlust. Sie hatte kaum zehn Minuten bei ihren neuen Verwandten zugebracht, so erhob sie sich.

„Botho“, sagte sie mit scharfer Stimme, „Papas Gäule sind nicht gewohnt, zu warten!“

Botho hatte bisher kaum zehn Worte gesprochen. Jetzt sprang er auf mit dunkelrothem Gesicht. Er küßte seiner Mutter die Hand und preßte diejenigen der Schwestern. Dann erst ging er mit Camilla, die sich sehr steif und kühl verabschiedete.

Milli gab den Gästen das Geleit. Als sie die Entréethür schloß, hörte sie die neue Schwägerin in schneidendem Ton sagen:

„Haha, Botho mit den Deinen kannst Du aber keinen Staat machen!“

„Camilla“, rief Botho empört, „ich verbiete mir —“

Milli hörte nichts weiter. Die Thränen schossen ihr in die Augen. Sie trocknete dieselben und kehrte in das Wohnzimmer zurück. Die Mutter saß noch in ihrer Ecke und hatte die Hand über die Augen gelegt, die Schwestern hatten die Gesichter abgewendet. Da konnte Milli sich nicht länger halten. Sie fing laut an zu weinen.

„O, mein Gott“, schluchzte sie, „ich hatte mir Bothos Braut so ganz anders gedacht. Sie wird uns nie lieb haben.“

Millis Worte brachen das Eis. Die andern Schwestern hielten die Thränen nicht länger zurück. Nur die Mutter weinte nicht.

„Die Hauptsache ist, daß unser Botho glücklich wird!“ sagte sie dumpf.

Mit keinem Wort verrieth sie die Empfindungen, die ihre Brust zerrissen. In dieser Stunde war ihre süßeste Hoffnung in Trümmer gesunken, ihr holdester Traum war in eitel Nichts zerronnen, und mit bangen Sorgen, mit trüben Ahnungen blickte die Mutter in die Zukunft ihres über alles geliebten Sohnes. —

Die Gröningen'schen Damen erwiderten den Besuch Camillas nicht.

„Ihr habt es nicht nöthig!“ hatte Botho mit finster gerunzelter Stirn erwidert, als er um seine Ansicht gefragt wurde.

Er sprach nie von seiner Braut; aber seit seiner Verlobung war er zu den Seinen viel zärtlicher und rücksichtsvoller als je zuvor.

Die Hochzeit wurde schon im ersten Frühjahr gefeiert. Die „Frau Majorin Freifrau von Gröningen nebst Fräulein Töchtern“ erhielt zu Bothos Hochzeit eine schön lithographirte Einladung von A. Kretzschmer, Partikulier. Aber die Mutter schrieb für sich und ihre Töchter eine höfliche Absage.

Dunkel gekleidet und dicht verschleiert gingen die drei Mädchen in die Kirche und sahen vom Chor aus Bothos Trauung, dabei weinten sie alle Drei, als ob das Herz ihnen brechen sollte. Die Majorin war allein zu Hause geblieben. Sie schüttete im Gebet ihr schmerzbeladenes Herz aus.

Bald nach seiner Hochzeit wurde Botho nach Berlin versetzt. Die junge Frau hatte erklärt, daß sie nur in Berlin existiren könne. Diesmal kam Botho allein zu den Seinen. Er sprach kein Wort von seiner Frau. Er entschuldigte sie weder, daß sie ihn nicht begleitet hatte, noch richtete er erdichtete Grüße von ihr aus. Als er auf seinem gewohnten Sophaplatz neben der Mutter saß, sagte er träumerisch:

„Wie still und friedlich ist's bei Euch! Ach, wie wohl ist mir hier!“

Seine Worte schnitten der Mutter ins Herz. Sie wußte jetzt, daß Botho tief unglücklich war.

Er kam fast täglich zu den Seinen, seit er in Berlin lebte, aber immer allein. Niemals bat er die Mutter und Schwestern, ihn in seinem Hause zu besuchen.

Keine der vier Damen verlor je ein Wort darüber. Sie wußten nur zu wohl den Grund. Nicht Botho war der Herr seines Hauses, sondern die Frau, welche ihre neuen Verwandten bei dem ersten Besuch so geringschätzig und höhnisch behandelt hatte.

Eines Tages ergriff Botho die Hand der Mutter.

„Mamachen“, sagte er in flehendem Ton, „ich habe eine große, große Bitte an Dich! Versprich, daß Du sie mir gewähren willst!“

Die Majorin lächelte ihren Liebling an.

„Nur heraus mit der Sprache!“ scherzte sie. „Das klingt ja gerade so wie vor zwanzig Jahren, wenn Du eine Attacke auf Mutters Speisekammer machtest!“

„Mamachen“, stammelte Botho, „thu mir die Liebe, nimm jetzt eine kleine Rente von mir an. Ich lebe im Ueberfluß, und Ihr habt nur gerade das Nothwendigste. Es schneidet mir in's Herz, zu sehen, in welchen engen Verhältnissen Ihr lebt, wie hart die Schwestern arbeiten. Nicht wahr, Mamachen, Du läßt Dich von mir erbitten! Denke doch, wie glücklich ich sein werde, wenn ich Euch endlich die Opfer vergelten kann, die Ihr für mich gebracht habt!“

Das gute, freundliche Gesicht der Majorin wurde bei seinen Worten streng und starr.

„Mein Sohn", sagte sie ernst, „hast Du Dir überlegt, welche Zumuthung Du an mich und Deine Schwestern stellst? Hättest Du Dir ein Vermögen erworben, so würden wir mit tausend Freuden Unterstützungen von Dir annehmen. Aber Deine Lieutenantsgage reicht nicht für Deine eignen Bedürfnisse aus. Es ist also das Geld Deiner Frau, welches Du uns anbietest. Botho, sollen Deine Mutter und Deine Schwestern von Deiner Frau Almosen annehmen? Mein Sohn, das kannst, das wirst Du nicht verlangen! Wir haben genug, wir sind vielleicht reicher als viele, denn wir vermissen nichts von dem, was uns fehlt! Gönne Deinen Schwestern ihre Arbeit, denn dieselbe füllt ihr Leben aus. Wir sind zufrieden mit unserer Lage, und wir sind glücklich, wenn Du bei uns bist. Aber nur so lange Du mit leeren Händen zu uns kommst. Wir wollen nichts, nichts von Dir, als Dich selbst, Deine Liebe, mein Herzensjunge!"

„Mein Gott", rief Botho klagend, „soll ich auch nicht diese Freude haben! Soll ich immer nur von Euch nehmen und niemals geben?"

„Wir haben Dich, Du unser Stolz, unser Glück!" entgegnete die Mutter bewegt. „Das ist für uns das Höchste!"

Sie ließ sich durch Bothos inständige Bitten nicht erweichen, sondern beharrte fest auf ihrem Willen. Während in Bothos Hause ein verschwenderischer Luxus herrschte, arbeiteten die Schwestern nach wie vor für ihr tägliches Brod und führten mit ihrer Mutter ihr weltabgeschiedenes, dürftiges Leben fort. Wenn Botho zu den Seinen kam, wagte er es niemals Geschenke von Werth mitzubringen. Ein paar Blumen oder Früchte, das war Alles, was die Mutter gestattete.

Botho blieb manchmal stundenlang bei den Seinen. Er sprach dann nicht viel, sondern saß still in der Sophaecke neben der Mutter. Ueber sein Familienleben, sein Thun und Treiben verlor er nie ein Wort. Manchmal ließ er sich tagelang nicht sehen. Wenn er dann wieder kam, nahm er ohne viele Worte seinen alten Platz ein. Einmal wurde er vom grellen Sonnenlicht beschienen, da fiel es Tinchen auf, wie verändert ihr geliebter Bruder war. Seine Augenlider waren roth und geschwollen, die Augen von zahlreichen feinen Fältchen umgeben, das blonde Haar an den Schläfen schon stark gelichtet. Trotz seiner Jugend sah er grau und verfallen aus. Tinchen erschrak.

„Er muß krank sein!" dachte sie. „Ich will ihn dringend bitten, daß er einen Arzt zu Rathe zieht!"

In die klösterliche Einsamkeit der Gröningen'schen Damen drang kein Laut von dem wilden Getöse der Weltstadt. Sie wußten nicht, daß Botho, ihr Abgott, ihr Ideal, ein so zügelloses Leben führte, daß er schon allgemein den Beinamen „der wilde Gröningen" führte. Er war der Wildeste unter den Wilden, er jagte von einem Vergnügen zum andern, um sich zu betäuben, denn Botho war an der Seite der Frau, die er geheirathet hatte, um sich zu retten, tief unglücklich.

Eines Tages sollten den Seinen dennoch die Augen über ihn geöffnet werden. Eine Verwandte vom Lande kam nach Berlin und forderte Milli auf, mit ihr in die Oper zu gehen. Das war ein Ereigniß in Millis freudlosem Leben. Als sie ihren Parquetplatz eingenommen hatte, sah sie sich mit geblendeten Blicken in dem glänzend erleuchteten Hause um. Plötzlich erblickte sie im ersten Rang ein weißes stark gepudertes Gesicht mit grellen, schwarzen Augen. Milli starrte die Dame betroffen an, im nächsten Augenblick hatte sie ihre Schwägerin erkannt.

Frau Camilla war in ebenso glänzender, wie auffallender Toilette. Ein Schwarm von Kavalieren umgab sie, aber Botho befand sich nicht darunter. Zahlreiche Operngucker waren auf die Loge gerichtet, in der Camilla Hof hielt.

„Warum Botho seine Frau allein in's Theater gehen läßt!" dachte Milli beunruhigt.

Da hörte sie plötzlich eine Stimme hinter sich:

„Da ist ja auch die Baronin Gröningen, natürlich von ihren Courmachern umgeben!"

„Damen vom Stande verkehren gar nicht mehr mit ihr!" entgegnete eine zweite Stimme im Flüstertone. „Sie hat sich ganz unmöglich gemacht. Dafür ist sie den Herren natürlich um so interessanter. Wie lange ihr Mann sich wohl noch bei seinem Regiment halten wird?"

„Pah, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht! Der wilde Gröningen wird noch einmal ein Ende mit Schrecken nehmen. Er ist der größte Durchgänger von allen flotten Jungen Berlins. Schade um ihn! Ich habe ihn vor Jahren gekannt. Damals war er ein hübscher, netter Mensch! Jetzt sehe ich weg, wenn ich ihn treffe. Ich mag mich nicht mehr von ihm grüßen lassen!"

Die Ouvertüre begann, und die beiden bösen Zungen schwiegen. Aber Milli war zu Muthe, als sei sie aus allen Himmeln in einen tiefen Abgrund gestürzt. Ihr geliebter Bruder, den sie immer nur so sanft und gut gesehen hatte, in dem sie das Muster aller männlichen Vollkommenheit bewunderte, sollte einen so schlimmen Ruf haben, daß anständige Damen sich nicht gern von ihm grüßen ließen! Alle Worte, welche sie soeben gehört hatte, gellten in Millis Ohren wieder, sie brach in heiße Thränen aus. Mühsam faßte sie sich, um ihre Cousine nicht zu erzürnen; aber sie hörte keinen Ton von der Oper, sie sah nichts von den Vorgängen auf der Bühne, sie sah nur, wie Camilla lachte und kokettirte, und wie ihre Anbeter sich tief zu ihr hinabneigten. Milli dankte Gott als die Oper zu Ende war, und sie nach Hause eilen konnte. Die Ihren schliefen schon. Sie schlüpfte geräuschlos in ihr Bett, zog die Decke über das Gesicht und weinte bitterlich die ganze, lange Nacht hindurch. In ihrem Herzen kämpfte ein gewaltiger Zorn gegen Camilla und ein tiefes Mitleid, ein gewaltiger Schmerz um den geliebten Bruder.

„Mein Botho, mein armer Botho!" schluchzte das arme Mädchen immer wieder.

Ihr Abgott war in ihren Augen frei von Schuld, er war das Opfer seines Weibes.

Als der Morgen graute, trocknete Milli herzhaft ihre Thränen. Sie hatte sich gelobt, daß kein Wort von ihrem Erlebniß im Opernhause über ihre Lippen kommen sollte. Sie wollte den Frieden der Ihrigen nicht trüben, sie wollte die Last allein tragen. Milli ahnte nicht, daß sie bald gemeinsam ein schweres Kreuz auf sich nehmen sollten —

Botho ließ sich bald darauf viele Tage lang nicht sehen. Eines Abends kam er zu ungewöhnlich später Stunde. Er setzte sich zu den Andern an den alten Sophatisch und sah den Seinen lange schweigend zu. Plötzlich seufzte er tief auf.

„Bei Euch ist's so friedlich wie in einer Kirche!" sagte er. „Ihr seid so einig, so gut, darum seid Ihr glücklich. Mamachen, mit Ausnahme von Papas Tode bin ich wohl der Einzige, der Kummer und Unruhe in Dein Leben gebracht hat?"

„Mein Herzenssohn", entgegnete die Mutter zärtlich, „Du hast mir keinen Augenblick des Schmerzes bereitet. Du warst immer mein ganzer Stolz, mein höchstes Glück!"

Botho zog ihre runzlige Hand innig an seine Lippen.

„Ich danke Dir für dieses Wort, Mutter!" sagte er weich. „Ich danke Dir für Alles, Alles! Dich und die Schwestern habe ich immer am liebsten auf der Welt gehabt!" Bald darauf ging er und küßte zum Abschied jede der Schwestern. Die alten Mädchen waren so gerührt, daß sie helle Thränen weinten.

„Er hat das beste Herz von der Welt!" sagte Tinchen. „Sein Unglück ist seine Frau!"

Die Mutter nickte traurig mit dem Kopf. Sie ahnte, daß ihr geliebter Sohn sein Unglück selbst verschuldet hatte, daß sein Leichtsinn, seine Thorheit sein Verhängniß heraufbeschworen hatte. Aber noch hoffte sie für ihren Liebling, noch glaubte sie und rechnete auf sein Glück. —

Am nächsten Tage saßen die Damen friedlich bei ihrer Arbeit, als die Klingel gezogen wurde. Milli ging, um zu öffnen. Im nächsten Augenblick stürzte sie schreckensbleich ins Wohnzimmer, gefolgt von einem Livréediener, dessen silberne Knöpfe das Gröningen'sche Wappen trugen.

„Die gnädige Frau schickt mich hierher!" stammelte der Mensch verstört. „Es ist ein Unglück geschehen. Der Herr Lieutenant ist auf der Jagd verunglückt!"

Ein mehrfacher qualvoller Schrei des Entsetzens durchzitterte die Luft. Die greise Mutter erhob sich todtenbleich.

„Sagen Sie die volle Wahrheit!" stöhnte sie dumpf. „Ist mein Sohn —?"

„Todt!" bestätigte der Bediente traurig. Botho war ihm ein gütiger Herr gewesen. Ihn dauerte das junge Blut.

Minutenlang herrschte eine unheimliche Todtenstille in dem Zimmer. Die Mutter und Schwestern weinten und schluchzten nicht, sie schrieen nicht laut auf in ihrem Jammer, sie waren wie zu Stein erstarrt in der Gewalt ihres Schmerzes. Endlich raffte sich Tinchen auf und sagte mit dumpfer Stimme:

„Wir wollen zu ihm!"

Sie führten die tiefgebeugte, greise Mutter mit sich fort und fuhren zum ersten Mal in Bothos Haus, jetzt, wo er mit durchschossener Brust auf seinem Feldbett lag.

Frau Camilla war zu ihrem Vater geflüchtet. Sie fürchtete sich vor dem Todten und mit gutem Grund. Denn um ihretwillen war er gestorben. Botho war nicht auf der Jagd verunglückt, wie das Gerücht verbreitet wurde, sondern im Duell gefallen. Der Grund dieses Zweikampfes drang niemals an die Oeffentlichkeit, aber wenn die Wittwe des Gefallenen noch einen Rest von Ehre und Gewissen besaß, dann gab es für sie kein Glück und keine Ruhe mehr, denn sie war Bothos Mörderin.

Botho von Gröningen hatte endlich den Frieden gefunden, der ihm im Leben nicht beschieden war, und an seiner Leiche knieten, gebrochen von ihrem Jammer, die vier Menschen, die ihn auf Erden am meisten geliebt hatten. —

Kaum war das gesetzmäßige Trauerjahr verstrichen, so heirathete Frau Camilla einen italienischen Abenteurer, dessen schlimmer Ruf von einer Fürstenkrone überstrahlt war.

Allsonntäglich aber erscheinen auf dem Militärkirchhof vier in tiefe Trauer gekleidete Frauengestalten. Sie schmücken das Grab Bothos mit Blumen und bethauen es mit heißen Thränen. Die Mutter und die Schwestern werden ihn nie vergessen, der ihr Stolz, ihr höchstes Erdenglück war. Sie werden ihn beweinen, so lange ihre Augen Thränen haben; sie werden ihn betrauern, so lange ihre Herzen schlagen. Was auch die Welt von dem wilden Gröningen flüstern mag, in den Augen der Seinen bleibt er fleckenlos und ohne Fehl.

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.